

literatur für leser

16

2

39. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis

Yvonne Wolf · Erzählerische Unzuverlässigkeit
in Frank Wedekinds *Mine-Haha* oder *Über die
körperliche Erziehung der jungen Mädchen*

Dieter Liewerscheidt · Rilkes *Duineser Elegien*,
ein zwiespältiges Experiment

Stephan Atzert · Zu Bernhard Schlinks *Der
Vorleser* als Zerstörung von Erinnerung

Norbert Berger · Das Motiv der Zeitreise in
zeitgenössischen Romanen



PETER LANG
EDITION

Inhaltsverzeichnis

Yvonne Wolf

Erzählerische Unzuverlässigkeit in Frank Wedekinds *Mine-Haha*
oder *Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen* _____ 77

Dieter Liewerscheidt

Rilkes *Duineser Elegien*, ein zwiespältiges Experiment _____ 97

Stephan Atzert

Zu Bernhard Schlinks *Der Vorleser* als Zerstörung von Erinnerung _____ 109

Norbert Berger

Das Motiv der Zeitreise in zeitgenössischen Romanen _____ 123

literatur für leser

herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Carsten Jakobi, Bernhard Spies, Sabine Wilke
Peer Review: literatur für leser ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber weitergegeben und von allen begutachtet. Jeder Herausgeber hat ein Vetorecht.

Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Postfach 94 02 25, 60460 Frankfurt/M.,
Telefon: 069 / 78 07 050, Telefax 069 / 78 07 05 50

Redaktion der englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA
wilke@u.washington.edu

Redaktion der deutschsprachigen Beiträge: Dr. Carsten Jakobi, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 05, Deutsches Institut, D-55099 Mainz
cjakobi@uni-mainz.de

Erscheinungsweise: 3mal jährlich
(März/Juli/November)

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement EUR 54,95; Jahresabonnement für Studenten EUR 32,95; Einzelheft EUR 26,95. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

Rilkes *Duineser Elegien*, ein zwiespältiges Experiment

Gegenüber der Lyrik des späten Rilke herrscht nach wie vor, einiger Konjunkturreinbrüche zum Trotz, ein Rezeptionsmodell vor, das entfernt an ein überliefertes Geschehen vor dem Delphischen Orakel erinnert. Die Priester übersetzen die göttlich inspirierten Verlautbarungen der Pythia für ein begrenztes Publikum in eine exklusive Mitteilung, die ihrerseits für eine breitere Öffentlichkeit einer praxistauglichen Auslegung bedarf. Die enormen Verstehens-, Auslegungs- und Vermittlungsprobleme speziell mit den *Duineser Elegien*¹ konnten der hartnäckigen Enträtselungsarbeit der Exegeten nichts anhaben², auch wenn immer wieder eine Stagnation oder gar Vergeblichkeit der Textaufhellung eingeräumt und die Ergiebigkeit mancher Zugangsversuche bezweifelt wird.³ Gerade das Fortbestehen nach wie vor „dunkler“ Textpassagen wird eher als Symptom für die Unzulänglichkeit des literaturwissenschaftlichen Instrumentariums⁴ denn als Anzeichen für dichterische Defizite auf Seiten des Textproduzenten genommen. Trotz aller Vorbehalte, die er gegenüber den Implikationen und der Konzeption der *Elegien* vorbringt, kapituliert beispielsweise Hans Egon Holthusen vor „Zauber, Beschwörung der Gedichte“: „Das Schöne spricht eine andere Sprache als die Vernunft und ist gegen ihre Einwände gesichert“⁵. Noch grundsätzlicher spricht Franz Josef Brecht diesen Dichtungsbegriff aus: „Dichten ist das ursprüngliche Nennen des Seins und seiner uns übertreffenden Mächte“⁶. Glücklicherweise ist diese Auffassung in solcher Konsequenz längst nicht mehr anzutreffen, sonst müsste man auf der Stelle verstummen.

1

Auch wenn man frühen Versuchen, die *Elegien* vornehmlich als dichterisch vermittelte Lebenslehre zu lesen, ihre Einseitigkeit und Naivität vorwirft, enthält der Zyklus so viele lehrhafte Sentenzen und Appelle, dass man sie nicht einfach, wie es häufig geschieht,

1 Zitiert nach: Rainer Maria Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden*. Bd. 2: *Gedichte 1910-1926*. Hrsg. von Manfred Engel und Ulrich Fülleborn. Frankfurt/M. und Leipzig 1996, S. 199-234, Kommentar S. 591-702.

2 Forschungsüberblick u.a. in *Rilke-Handbuch*. Hrsg. v. Manfred Engel. Stuttgart 2004, bes. ab S. 355.

3 Nachhaltig wirksam bei Manfred Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“ und die moderne deutsche Lyrik*. Stuttgart 1986, S. 1-30, 121-225.

4 Beispielhaft Sang-Won Kim: *Präsenz und Repräsentation. Die Suche nach der latenten Wirklichkeit in den „Duineser Elegien“ Rainer Maria Rilkes*. München 2000, S. 3: „Die scheinbare Zusammenhanglosigkeit zwischen den Zeilen und zwischen den Wörtern innerhalb der *Elegien* verweist auf die Distanz zwischen dem Dichter und den Lesern. Das heißt, daß wir als Leser die Zusammenhänge zwischen den Ausdrücken noch nicht genug verstanden haben [...]“.

5 In: Ulrich Fülleborn/Manfred Engel (Hrsg.): *Rilkes „Duineser Elegien“*. Bd. 2. Frankfurt/M. 1982, S. 145.

6 Zitiert nach Ulrich Fülleborn: *Das Strukturproblem der späten Lyrik Rilkes*. Heidelberg 1960, S. 147. Vergleichbar Eugen Finks Annahme, Dichtung sei „enthusiastisches Sagen in der Nähe der Götter“, zitiert nach: Hans Rainer Sepp: „Seinsarmut. Eugen Finks Übersetzung der ‚Duineser Elegien‘ in philosophische Reflexion“. In: *Trigon* 2009, S. 160.

als störendes Beiwerk einer absoluten, geradezu adressatenfreien Dichtung beiseiteschieben kann. Hierzu nur ein paar bekannte und leicht vermehrbare Beispiele in kurzer Andeutung:

- Aber das Wehende höre [...] (I 59)
Aber Lebendige machen / alle den Fehler, daß sie zu stark unterscheiden. (I 81)
Denn wir, wo wir fühlen, verflüchtigen; ach wir / atmen uns aus und dahin [...] (II 18f.)
[...] Alles / ist nicht es selbst. (IV 64f.)
Hiersein ist herrlich. (VII 39)
Nirgends, Geliebte, wird Welt sein, als innen. (VII 50)
Und wir: Zuschauer, immer, überall [...] (VIII 66)
Aber weil Hiersein viel ist, [...] (IX 10f.)
Hier ist des *Säglichen* Zeit, hier ist seine Heimat. / Sprich und bekenn. (IX 42f.)
Preise dem Engel die Welt [...] (IX 52ff.)
Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag? (IX 70)

Diese unübersehbar lehrhafte Komponente der *Elegien* macht, auch wenn man sie nicht mehr fokussiert, gleichwohl einen wichtigen Teil ihres mehrfach beschriebenen Strukturproblems aus⁷, gerade dann, wenn man seit einiger Zeit die symbolistische Tradition, insbesondere die Nähe zur absoluten, referenzfreien Dichtungsposition Mallarmés betont.⁸ Danach wäre das in den *Elegien* Gebotene ausschließlich als poetische Bilderfolge zu beschreiben, die den Bereich der Kunstimmanenz nie verlässt und alle Bemühungen um eine inhaltliche Auslegung obsolet erscheinen lässt. Insofern gelten alle Versuche, den Zyklus einem erklärenden, diskursiven Kommentar zu unterziehen, als prinzipiell vergeblich und verfehlt, von der Erläuterung biographischer Anspielungen abgesehen. Und in der Tat kommen die Kommentare von Jacob Steiner⁹, erst recht der von Britta A. Fuchs¹⁰ meist über ein erkenntnisfreies, teilweise gar verkürzendes und entstellendes Paraphrasieren nicht hinaus, von der Kapitulation vor „dunklen“ Textpassagen ganz zu schweigen.

Die Tendenz, die symbolistische Tradition bei Rilke so zu betonen, welche die neuere Rezeption dominiert – nicht zuletzt durch das verbreitete *Rilke-Handbuch* –, ist in dem Versuch begründet, den späten Rilke dauerhaft als Vertreter der Moderne in der Lyrik zu etablieren, nachdem dieser zuvor in Hugo Friedrichs maßgebender Darstellung der „modernen Lyrik“ (1956) nicht zu deren kanonischen Säulenheiligen gerechnet worden war.¹¹ Entscheidend für den entsprechenden Ausschluss war für ihn die konstitutive Rolle des Gefühls in Rilkes später Lyrik, die seinem rationalen Begriff von emotionsfreier Moderne zuwiderlief. Der mit diesem Ausschluss implizit verbundenen

7 Dazu bes. Fülleborn: *Das Strukturproblem der späten Lyrik Rilkes*, S. 327: „Mußte in dieser Arbeit auch das Strukturproblem der späten Lyrik ungelöst bleiben, vielleicht weil es wesentlich unlösbar ist [...]“. S. 329: „Mit der paradoxen Lösung von 1922 verknüpft er dann die deutsche Tradition einer alles andere als inhaltlosen Lyrik mit dem europäischen Traditionsstrang der ‚absoluten‘, der symbolistisch-abstrakten Wortkunst.“ Dabei nimmt Fülleborn ein zeitweilig glückendes „Zusammenspiel eines sich wechselseitig steigernden Denkens und Fühlens“ an.

8 Wie Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*; Annette Gerok-Reiter: *Wink und Wandlung. Komposition und Poetik in Rilkes „Sonette an Orpheus“*. Tübingen 1996; Britta A. Fuchs: *Poetologie elegischen Sprechens. Das lyrische Ich und der Engel in Rilkes „Duineser Elegien“*. Würzburg 2009; Peter Por: „Greco – Engel – Toledo: die emblematische Konstellation bei der Entstehung der *Duineser Elegien*“. In: *Compar(a)ison 7* (1999), S. 173-223.

9 Jacob Steiner: *Rilkes „Duineser Elegien“*. Bern/München 1962.

10 Fuchs: *Poetologie elegischen Sprechens*.

11 Dazu Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 1f.; auch Fülleborn: *Das Strukturproblem der späten Lyrik Rilkes*, S. 328f., aber noch nicht so scharf ablehnend.

Abwertung Rilkes und seiner Zuordnung zu einer neuromantischen Vormoderne suchte M. Engel insbesondere mit einem erweiterten Verständnis von Moderne entgegenzutreten, das wiederum jene Emotionalität zugunsten Rilkes mit einschloss¹² – neben anderen Modernitätskriterien wie hohe Reflektiertheit, experimentelle Hypothetik, Epiphanie, Abschied von logischer Linearität und Diskursivität sowie von einem inhaltlich orientierten Referenzbezug. Zu dem größeren Kontext des Modernitätsbegriffs, der hier geltend zu machen wäre¹³, gehört auch Rilkes lyrischer Abschied von einem Zeitkontinuum, überhaupt von der Temporalität als darstellerischer Orientierungsgrundlage und der Geltung latenter Gleichzeitigkeit in einer enträumlichten Allgegenwart („Weltinnenraum“)¹⁴. Es wurde wiederholt darauf hingewiesen, dass Rilke diesen abstrakten Zug seines lyrischen Schreibens der Begegnung mit der modernen Malerei insbesondere Cézannes verdankt¹⁵, wobei zugleich die Schwierigkeit mitbedacht wurde, dass die in der Malerei erreichte Abstraktheit nicht ohne Weiteres im bedeutungsorientierten Medium der Sprache umsetzbar ist.¹⁶

Der Forcierung einer symbolistisch fundierten Modernität Rilkes steht neuerdings die Wiederentdeckung seines spiritualistischen und okkultistischen Interesses entgegen, welches die Möglichkeit einer nicht-rationalen, esoterischen Wahrheitserkenntnis auslotet, und zwar mit einer ernsthaften Neugier, die gelegentlich die Unverbindlichkeit eines bloß ästhetischen Experiments überschreitet.¹⁷ Der Einwand fehlender intersubjektiver Überprüfbarkeit¹⁸ spielte für den Autor keine Rolle, was umso deutlicher hervortritt, je mehr man sich seine Einbettung in den kulturellen Kontext der Jahrhundertwende um 1900, insbesondere in den breiten Strom der Lebensphilosophie, vergegenwärtigt.¹⁹

12 Vgl. Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 121-182.

13 Hier mag genügen: Helmut Kiesel: *Geschichte der literarischen Moderne*. München 2004, und Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburg 2005. Bei der Inflation der Modernitätskonzepte (z.B. Habermas, Luhmann) kann man sich das jeweils passende zurechtlegen.

14 Dazu Peter Krümme: *„Eines Augenblickes Zeichnung“*. Zur Temporalität des Bewußtseins in Rilkes *„Duineser Elegien“*. Würzburg 1988. Der These von Sheppard (in: *Rilkes Duineser Elegien*. Bd. 2. Hrsg. von Ulrich Fülleborn und Manfred Engel. Frankfurt/M. 1982, 289f.) zufolge wurde der lyrische Abschied vom Zeitkontinuum durch Erschütterungen während des 1. Weltkrieges verursacht; er lässt sich aber schon 1912 bei der Spanien-Reise nachweisen, s. Por: „Greco – Engel – Toledo“.

15 Vgl. Ulrich Fülleborn: „Rilke 1906 bis 1910: Ein Durchbruch zur Moderne“. In: *Rilke heute*. Bd. III. Hrsg. v. Vera Hauschild. Frankfurt/M. 1997, S. 160-180.

16 In diesem Zusammenhang wird auch von Engel Rilkes Abstand zur radikalen Avantgarde Rimbauds oder vom Dadaismus betont.

17 Vgl. Gisli Magnússon: *Dichtung als Erfahrungsmetaphysik. Esoterische und okkultistische Modernität bei R. M. Rilke*. Würzburg 2009, S. 14, 16. Kritik an Engel S. 150f., 154, 157f. Er hält aber nach erneuter Modifizierung des Modernitätsbegriffs, die dann auch die Integration des Okkulten erlaubt, an der Vorstellung von der Modernität des späten Rilke fest.

18 Vgl. ebd., S. 414.

19 Informativer und zugleich differenzierter Überblick bei Monika Fick: *Sinnenwelt und Weltseele. Der psychophysische Monismus in der Literatur der Jahrhundertwende*. Tübingen 1993, zu Rilke S. 184-223. Ansätze zuvor schon bei Fülleborn: *Das Strukturproblem der späten Lyrik Rilkes*. Auch die Affinität zu buddhistischen Vorstellungen ist hier zu nennen: Michael von Brück: „Weltinnenraum“. *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“ in Resonanz mit dem Buddha*. Freiburg 2015, und Karl-Josef Kuschel: *Rilke und der Buddha: die Geschichte eines einzigartigen Dialogs*. Gütersloh 2010.

Zunächst gilt es festzuhalten: Ein Spannungsverhältnis, ja ein Widerstreit zwischen hypothetischem Sprechen, das aber immer wieder die Einfühlung des Rezipienten einfordert, und rationalen Argumentationsansätzen, die sich in apodiktischer Belehrung verfestigen, ist für den gesamten Zyklus kennzeichnend und wird auch von Apologeten eines symbolistischen Rilke eingeräumt – wenn auch nur im Sinne eines ärgerlichen, nicht zu beseitigenden Fremdkörpers.²⁰ Die Häufigkeit didaktisch-pädagogischer Aussagen, die auf eine verstehbare Aussage zielen, lässt sich nur schwer als Bestandteil eines hermetischen Bilderkosmos relativieren.²¹ Andererseits hat sich in diesen Aussagen nicht eine solche Kohärenz nachweisen lassen, dass sie unzweideutig einer bestimmten philosophischen oder religiösen Richtung zugeordnet werden könnte, auch wenn immer wieder Aspekte einer auffälligen Affinität diskutiert wurden: zum Katholizismus, zur Gnosis, zum Buddhismus, zu Hegel, Kierkegaard, Schopenhauer, Nietzsche oder Heidegger.²²

Immerhin könnte sich bei den verschiedenen Vorschlägen zu einem inhaltlichen Themenüberblick über den Zyklus ein begrenzter Erklärungseffekt einstellen, stünde dem nicht der prinzipielle Vorbehalt symbolistischer Referenzlosigkeit entgegen. Aber selbst Manfred Engel versucht, allen Vorbehalten zum Trotz, in seinem Kommentar immer wieder diskursive Schneisen zu schlagen, um dem Rilke-Leser Angebote für Kohärenz und Zusammenhänge zu machen²³. Jenseits solcher Vorbehalte sind die Vorschläge von Interesse, die zur thematischen Einheit der *Elegien* vorgebracht wurden. Monika Fick, um damit den Anfang zu machen, geht etwas pauschal davon aus: „Die Dichtung Rainer Maria Rilkes stellt einen einzigen und einzigartigen Versuch dar, mit den Sinnen vorzustoßen zum ‚Ding an sich‘“²⁴. Die These, so oder ähnlich mehrfach vertreten, ist nicht speziell auf die *Elegien* gemünzt²⁵, aber in ihrem Rückgang auf Kants berühmtes Diktum aus der *Kritik der reinen Vernunft* und dessen provokante Außer-Kraft-Setzung wird sie in den folgenden Überlegungen noch eine Rolle spielen. Zurückhaltender ist dieser Ansatz bei Stephens formuliert, wenn er feststellt, dass die „gedeutete Welt“ der *Elegien* von einer „prinzipiellen Uneigentlichkeit der vordergründigen Aussagen“ beherrscht ist, deren Überwindung aber bei der unsicheren Relevanz der dichterischen Stimme in der kriegsbestimmten Gegenwart der Entstehungszeit mehr als fraglich erscheint.²⁶ M. Engel nimmt bei der Bestimmung eines Ausgangspunkts für die *Elegien* unter Berufung auf einen Brief Rilkes von

20 Außer von Engel auch von Anthony Stephens: „Alles ist nicht es selbst“. Zu den *Duineser Elegien*“. In: Fülleborn/Engel (Hrsg.): *Rilkes „Duineser Elegien“*, Bd. 2, S. 310f., 315.

21 Wie Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 153, das versucht.

22 Vorläufig jüngstes Beispiel: Hans Rainer Sepp: „Seinsarmut. Eugen Finks Übersetzung der *Duineser Elegien* in philosophische Reflexion“. In: *Trigon* 2009, S. 159-168.

23 Engel: „Kommentar“. In: Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden*. Bd. 2, S. 620, 624, 641, 644, 648f., 651, 654, 659ff., 665, 669, 683, 688f. Andererseits will er „dekonstruktivistisch“ „die logischen Widersprüche und bildlogischen Fügungen herausarbeiten“ (S. 624).

24 Fick: *Sinnenwelt und Weltseele*, S. 184; auch Kim: *Präsenz und Repräsentation*, S. 1, sieht das „Leitthema“ der *Elegien* in der Überwindung der Grenzen der erfahrbaren Wirklichkeit.

25 Weniger klar heißt es bei Por: „Greco – Engel – Toledo“, S. 219, dass „der Dichter das eine und zentrale Thema, d.h. die (Frage-)Worte nach dem unerreichbaren Dasein [...] immer wieder stellt“. Analog bei M. v. Brück: „Weltinnenraum“, S. 346: „Die Summe der *Duineser Elegien* möchte ich auf folgenden Begriff bringen: Nicht beim Faktischen stehen bleiben, sondern die Sehnsucht nach dem geistig Möglichen wachzuhalten“.

26 Anthony Stephens: „Duineser Elegien“. In: Engel (Hrsg.): *Rilke-Handbuch*, S. 365-384, hier S. 366f.

1915 Bezug auf den *Malte*-Roman: „Wie ist es möglich zu leben. Wenn doch die Elemente dieses Lebens uns völlig unfasslich sind“²⁷, und fährt fort: „Damit ist sehr präzise die Aufgabe formuliert, die die *Duineser Elegien* mit rein dichterischen Mitteln lösen sollen“²⁸. Diese dort nicht näher bezeichnete Aufgabe läuft aber unzweifelhaft auf jenes vielgedeutete Programm der „Verwandlung“ von Sichtbarem in Unsichtbares und damit der „Rettung der Dinge“ hinaus, wie es vor allem in der 9. Elegie entworfen ist.²⁹ Magnússon sieht hier nicht nur den thematischen Schwerpunkt, sondern darüber hinaus das vereinigende Ziel der *Duineser Elegien* überhaupt, indem hier die „endgültig gefundene Sinnggebung“ als „Verantwortung gegenüber dem Hiesigen“ gefunden und zugleich Rilkes „Schaffenskrise“ überwunden sei.³⁰

Auch wenn ein solch euphorisches Urteil in seiner Pauschalität zum Einspruch reizt, mag es vorerst genügen, die Differenzen bei der bloßen Einschätzung eines Grundthemas zu registrieren. Noch größere Divergenzen treten bei der Frage nach der kompositorischen Struktur des Zyklus auf. Magnússon geht von einem makrostrukturellen Rahmen aus, dem die von Kleists *Marionettentheater*-Aufsatz inspirierte Vorstellung einer „triadischen Bewußtseinskette“ zugrundeliegt (4. Elegie), deren unteres Ende die bewusstlose Puppe, deren Zwischenglieder das Tier (8. Elegie), der Gaukler (5. Elegie), der Held (6.), die Liebenden (2.) und deren oberes Glied der unerreichbare, unendliches Bewusstsein repräsentierende Engel (1. und 7. Elegie) darstellt, um dann in der 9. und 10. Elegie in die vage Aussicht auf ein „überzählige Dasein“ zu münden.³¹ Während hier lediglich ein Vorstellungsrahmen angenommen ist, innerhalb dessen ein Erlösungsszenario in wechselnder Annäherung umkreist wird, geht Peter Krumme bei der Abfolge der Elegien von einer fast linearen Kohärenz in aufsteigender Linie aus: Ausgehend von einer Klage über die Flüchtigkeit und „Substanzlosigkeit“ der menschlichen Existenz sieht sich das lyrische Ich in seinem metaphysischen Überwindungsbedürfnis von den Engeln als einer phantasierten Erscheinungsform des transzendenten Absoluten allein gelassen (1. und 2. Elegie). Auch die Hinwendung zu „ausgezeichneten menschlichen Existenzweisen“ wie den Liebenden (2.), den fahrenden Gauklern (5.) oder den Helden (6. Elegie) erbringe keinen „Überstieg aus der Zeitlichkeit“, so dass in der 7. Elegie, auch mit der Wendung gegen die „negative Ausgrenzung des Todes“ und mit dem „Verzicht auf eine metaphysische Erlösung aus der Zeit“ die „vorbehaltlose“ Bejahung des Daseins eingeleitet sei, die schließlich in der 10. Elegie in der Erwartung gipfelt,

Daß ich dereinst, an dem Ausgang der grimmigen Einsicht,
Jubel und Ruhm aufsinge zustimmenden Engeln. (X 1f.)³²

Von Fülleborn/Engel wird, ihrem Begriff von symbolistischer Moderne gemäß, jeder Versuch verneint, im Zyklus eine kohärente Struktur zu entdecken, und in der Tat

27 Brief an Lotte Hepner vom 8.11.1915. In: *Rilkes „Duineser Elegien“*; Bd. 1. Hrsg. v. Ulrich Fülleborn und Manfred Engel. Frankfurt/M. 1983, S. 133. Hier auch der Ausgangspunkt Eugen Finks, vgl. Sepp: „Seinsarmut“.

28 Fülleborn/Engel: „Kommentar“. In: Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden*. Bd. 2, S. 612; vgl. den Brief an Witold Hulewicz vom 13.11.1925, Fülleborn/Engel (Hrsg.): *Rilkes „Duineser Elegien“*, Bd. 1, S. 319.

29 Dazu vgl. wiederum ebd.

30 Gísli Magnússon: „Interpretation der 9. Elegie Rilkes im Lichte jüdische Gnosis“. In: *Text & Kontext* 23, H. 2 (2001), S. 159-202, hier 180.

31 Magnússon: *Dichtung als Erfahrungsmetaphysik*, S. 195.

32 Krumme: „*Eines Augenblickes Zeichnung*“, S. 157, 178, 192f.

scheitert zumindest die Behauptung einer aufsteigenden Linearität schon an der Platzierung der 8. Elegie, welche die bejahende Wendung der 7. Elegie nicht fortsetzt und stattdessen die Bewusstseinskritik der 4. Elegie aufgreift.³³ M. Engel kann hinsichtlich der Gesamtstruktur nur resümieren: „Mit Ausnahme der 6. und 8. Elegie konfrontieren alle Gedichte des Zyklus jeweils eine absolute, dauerhaft aber unerreichbare Lösung mit einer relativen, nur momentan oder beschränkt gültigen. [...] Die eigentliche ‚Antwort‘ der *Elegien* bleibt so virtuell, ausgespartes Drittes zwischen komplementären Polen“³⁴. Was hier „virtuell“ genannt wird, ist nur die Bestätigung der Prämisse, nach der es verfehlt ist, nach einer inhaltsbezogenen „Aussage“ der *Elegien* zu suchen. Aus kohärenzbezogener Perspektive, deren Unangemessenheit hier nicht einfach vorausgesetzt wird, stellt sich der Befund als teilweise unzusammenhängend und widersprüchlich dar, ist aber kein sicheres Indiz für die prinzipielle Unangemessenheit der Kontingenzsuche im Zyklus. Die Suche nach einer kompositorischen Struktur auf inhaltlicher Basis bleibt zweifelhaft, und selbst bei der Bestimmung eines Leitthemas zeichnet sich ein allenfalls vager Konsens ab. Auch neben dem „Verwandlungs“-Auftrag der 9. Elegie, der sich als synthetischer Fluchtpunkt des Zyklus anzubieten scheint, ist von anderen Appellen und Lösungsangeboten die Rede.³⁵

3

Angesichts der *Elegien* bleibt ein ungeklärtes Spannungsverhältnis zwischen den skizzierten Zugangswegen. Wenn man das Verstehenwollen im Sinne der klassischen Hermeneutik gegenüber den *Duineser Elegien* für unangemessen hält, stellt sich sofort die Frage nach einer adäquaten Rezeptionshaltung. Alternativen bestehen in der Beschreibung von Strukturen (Metaphorik, Rhythmus, Reim, Rhetorik), der Bestimmung von Gattungstraditionen (Elegie) und deren Abwandlung, im Herausfinden von inter- und intra-textuellen Bezügen. Die genannten methodischen Zugriffe haben ihren je spezifischen Erkenntnisbeitrag geleistet.³⁶ Aus einigen Ansätzen wie bei der Funktionsbestimmung der ausgiebig verwendeten rhetorischen Figuren oder der Beschreibung von Bildketten mögen daraus, gleichsam als Nebenprodukt, grobe semantische Richtungssignale ableitbar sein, aber deren methodologischer Status bleibt dabei fragwürdig. Das Problem eines hermeneutischen Zugangs stellt sich bei moderner Lyrik generell³⁷ – und daher bleibt die eingangs berührte Frage der Zuordnung des späten Rilke virulent –, abgesehen vom anti-hermeneutischen Affront des Dekonstruktivismus, der aber mittlerweile an Schärfe verloren hat.³⁸ Die Abweisung eines literaturwissenschaftlich fundierten Verstehensanspruchs führte zu

33 Fülleborn/Engel: „Kommentar“. In: Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden*. Bd. 2, S. 674f. Die Tendenz zu einheitsstiftender Harmonie steigt in der Regel mit dem Abstand zum Text.

34 Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 178.

35 Vgl. Engel/ Fülleborn: „Kommentar“. In: Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden*. Bd. 2, S. 620.

36 Beispielfhaft sei hier auf die bibliographischen Hinweise aus dem *Rilke-Handbuch* verwiesen, S. 383f., etwa auf Werner Schröder: *Der Versbau der „Duineser Elegien“*. Versuch einer Beschreibung. Stuttgart 1992.

37 Gerok-Reiter: *Wink und Wandlung. Komposition und Poetik in Rilkes „Sonette an Orpheus“*, S. 11, spricht verallgemeinernd vom „Dilemma der poésie pure“.

38 Symptomatisch Torsten Hitz/Angela Stock (Hrsg.): *Am Ende der Literaturtheorie? Neue Beiträge zur Einführung und Diskussion*. München 1995, und, meist apologetisch: Gregor Thuswaldner (Hrsg.): *Derrida und danach? Literaturtheoretische Diskurse der Gegenwart*. Wiesbaden 2009.

dem freundlichen Hinweis auf den nicht-wissenschaftlichen Rilke-Leser, der den Text als unverständliche, doch bildreiche Wortkombination stehenlässt und seine Schönheit konsumiert.³⁹ Nur: in demselben Status befände sich auch (und bestenfalls) der struktur-beschreibende Literaturwissenschaftler, der sich von jedem Verstehensanspruch verabschiedet hat, wenn er seine Tätigkeit einmal hinterfragt.

Die Bemühungen um die Aufdeckung oder Herstellung eines plausiblen Zusammenhangs zwischen den Einzelgedichten der *Duineser Elegien* führten, soweit sie nicht prinzipiell angezweifelt wurden, zu keinem überzeugenden Konsens. Daneben wurde die Sprunghaftigkeit, Zusammenhanglosigkeit, ja Beliebigkeit der Gedichte von einer kritischen Minderheit schon früh moniert und Grundlage abwertender Urteile.⁴⁰ Nach Auffassung Manfred Engels wurde die alogische Textstruktur, seinem Modernitätsbegriff entsprechend, sogar absichtsvoll von Rilke forciert, ja sie gehörte angeblich zu seinem poetischen Verfahren⁴¹, bestimmt von der „Skepsis [...] gegen den Allmachtsanspruch von Rationalität“⁴². Eine solche Absicht erkennt Christa Bürger in ihrer Analyse der 1. Elegie ebenfalls, jedoch verbunden mit dem Vorwurf der Scharlatanerie, dass nämlich durch eine künstlich verkomplizierte „Oberflächenstruktur“ bei einfacher „Tiefenstruktur“ des Textes der „Eindruck gedanklicher Tiefe“ hervorgerufen werde, etwa durch verschränkte, z.T. archaisierende Satzstellung und die Häufung von Temporaladverbien, Partizipien oder substantivierte Adjektive.⁴³ Hinter dieser „Häufung von Techniken sprachlicher Verunklärung“ sieht sie ideologiekritisch eine politisch affirmierende, „antiaufklärerische Tendenz“⁴⁴. Der Spannung zwischen derart polaren Ansätzen und Urteilen sind auch jene „dunklen“ Textpassagen der *Elegien* ausgesetzt, die sich nach wie vor einer explikativen Aufhellung entziehen.⁴⁵ Indem sie mit dem hartnäckigen Scheitern des hermeneutischen Verstehensanspruchs die Überlegenheit einer strukturalen Analyse endgültig zu demonstrieren scheinen, halten sie mit ihrer Unverständlichkeit etwas offen, mit dem sich nicht jeder Literaturwissenschaftler abfinden wird, schon gar nicht unter der Bezeichnung „Suggestion“ oder „magisch beschwörendes Benennen“⁴⁶.

-
- 39 Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 14f., weist auf solche Beispiele aus der frühen Rilke-Rezeption hin. Noch entspannter ist Kuschel: *Rilke und der Buddha: die Geschichte eines einzigartigen Dialogs*, S. 162: „Ich habe gefunden, wonach ich suchte, als ich mich auf Rilkes Texte einließ: Wissen ohne Besserwisserei, Weisheit ohne Belehrung, Orientierung ohne Zeigefinger“.
- 40 Zeugnisse bei Engels: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 15, und bei Fülleborn: *Das Strukturproblem der späten Lyrik Rilkes*, S. 224 (u.a. Gundolf hält das Spätwerk Rilkes für „vom Wahnsinn überschattet“). Vgl. Ahrendt/Anders (1930), Fülleborn/Engel (Hrsg.): *Rilkes „Duineser Elegien“*, Bd. 2, S. 45f., und Holthusen (1951), ebd. S. 143f.: Er nennt „alle Ideen Rilkes“, würde man sie philosophisch betrachten, „falsch“ (den Monismus, die transitive Liebe, die „absolute Weltverherrlichung“, die Idee „vom eigenen Tode“). Auch Stephens, überwiegend rilke-loyal, hat kritische Einwände: „Theatralität“, ebd., S. 371, und den „Beigeschmack des Monumentalen“ (Stephens: „Alles ist nicht es selbst“, S. 321).
- 41 Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 36f., 41, 152f., 156ff.; schließlich spricht er einschränkend von einer „Mäßigung des Dionysischen“ (S. 153).
- 42 Ebd., S. 158.
- 43 Christa Bürger: „Textanalyse und Ideologiekritik. Rilkes Erste Duineser Elegie (1971)“. In: Fülleborn/Engel (Hrsg.): *Rilkes „Duineser Elegien“*. Bd. 2, S. 265-269.
- 44 Ebd. S. 271, 273.
- 45 Engel/Fülleborn: „Kommentar“. In: Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden*. Bd. 2, S., 630, 659f., 666, 699f.; Fülleborn: *Das Strukturproblem der späten Lyrik Rilkes*, S. 281-287.
- 46 Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 151.

Indem man sich unter Wahrung des Verstehensanspruchs zumindest auf das Modernitätskriterium des experimentellen Sprechens in Bezug auf die *Elegien* einlässt – und hier mag der Auftakt der 1. Elegie beispielhaft sein –, eröffnet sich die Möglichkeit, die viel beredeten Engel, zunächst unter Absehung von allem schon Gesagten, als sprech- und sprach-erweiternde Plattform aufzufassen, von der aus ein Sprechen unter der transzendenten Perspektive einer absoluten Instanz ermöglicht wird, und zwar nicht nur, wie am Beginn der 1. Elegie, in der vorsichtig hypothetischen Form des Irrealis. Denn „der Engel / Ordnungen“ werden von Anfang an als Bestandteil der damit evozierten poetischen Welt gesetzt, vorausgesetzt. Unter der Voraussetzung des Experimentellen erübrigen sich vorerst alle Fragen nach der kulturellen Herkunft, der Geltungsweise der Engel und nach dem behaupteten Wissen des sprechenden Ich über sie. Es genügt, sie als die nicht beanspruchten Adressaten einer unterdrückten Klage wahrzunehmen, als die sie im Text zuerst in Erscheinung treten, die aber dadurch bereits ermöglichen, dass der Sprecher sich als erlösungsbedürftiger, leidender Gefangener inszeniert bzw. zu erkennen gibt, gerade auch durch die Unterdrückung eines Notschreis, der wegen seiner vorausgesehenen Vergeblichkeit unterbleibt, zugleich aber – vielleicht etwas larmoyant („und ich verschlucke den Lockruf / dunkelen Schluchzens“, I 8f.)⁴⁷ – die Situation eines heftig Leidenden heraufbeschwört. Die Kommunikation mit einem lesenden Adressaten darüber wird entweder ignoriert oder doch stillschweigend vorausgesetzt, während sie den absoluten Adressaten voraussetzungsgemäß nicht erreicht. Was der zugleich artikulierten Vergänglichkeitsklage über ihre zeitlose Traditionalität hinaus⁴⁸ ihr spezifisch modernes Gepräge gibt, bleibt hier unbestimmt und gewinnt erst mit den zivilisations- und kulturkritisch getönten Invektiven der 10. Elegie eine gewisse Kontur. In jedem Fall impliziert dieser Auftakt das Ungenügen der sprechenden Stimme an der Reichweite ihrer Resonanz. Entweder rechnet sie nicht damit, von realhistorischen Zeitgenossen wahrgenommen zu werden, oder, wahrscheinlicher, der Bereich literarischer Öffentlichkeit gilt ihr als Teil dieser Vergänglichkeit, der sie gerade entkommen möchte. Oder, noch wahrscheinlicher: Das als leidvoll inszenierte Überspringen des scheinbar ignorierten Publikums ist wichtiger Bestandteil der Selbstdarstellung vor eben diesem. Mit der intendierten, wenn auch nicht recht zustande kommenden Kommunikation mit einer absoluten Sphäre nimmt die Sprechstimme sich die Lizenz heraus, sich über den Bereich der empirischen Welt hinwegzusetzen und ein überlegenes Wissen zur Schau zu stellen über manches, was dem Sterblichen nicht zugänglich ist: über die Befindlichkeit von „jungen Toten“, über das metaphysisch überlegene Wahrnehmungsvermögen von Tieren (1. und 8. Elegie), über eine nur kulturhistorisch errichtete Todesschranke hinweg in eine raumüberwindende Zeitlosigkeit hinein – sei es zu den Gauklern einer halb realistisch erinnerten Pariser Vorstadt (5. Elegie) oder auf einem „imaginären Pfad“ durch „Leidstadt“ und „Leidland“ (10. Elegie). Diese Spielart dichterischer Freiheit simuliert als heuristisches Manöver die vorteilhafte Position, den beschränkten Zeitgenossen von höherer Warte gehörig die Leviten zu lesen: „Aber Lebendige machen / alle den

⁴⁷ Die hier zum Vorschein kommende Sentimentalität liegt dem „Rilke-Projekt“ auf CD insgesamt zugrunde.

⁴⁸ Auf die Affinität zu gnostischen Vorstellungen wurde wiederholt aufmerksam gemacht. Magnússon: *Dichtung als Erfahrungsmetaphysik*, S. 31, weist aber auf den Monismus hin, der Rilke deutlich vom Dualismus der Gnosis trennt, der ihn andererseits mit dem Buddhismus verbindet (Kuschel: *Rilke und der Buddha*, S. 159).

Fehler, daß sie zu stark unterscheiden“ (I 79). Darin allerdings nur ein experimentell unverbindliches Sprechen hypothetischer „Stimmen, Stimmen“ (I 54) zu hören, fällt nicht leicht, und je apodiktischer und belehrender sich dieses Sprechen geriert, je dringender seine Appelle („siehe“) den Lesenden einzubeziehen versuchen, desto größer werden die Zweifel an der reinen Unverbindlichkeit des bildhaften Kontexts.

Andererseits: Der Bereitschaft, dem dichterischen Duktus, auch wenn er die Immanenz der ästhetischen Sphäre ständig zu überschreiten versucht, im Sinne einer lebenspraktisch verbindlichen Belehrung oder gar Anweisung zu folgen, ist wegen der erwiesenen Widersprüchlichkeit und Heterogenität⁴⁹ jede Grundlage entzogen. Dieser Befund regt nicht dazu an, die fortbestehenden Dunkelheiten der *Elegien* explizierend aufzuklären. Und falls sie zu ihrem strukturellen Ambiente gehören sollten, stellen sie erst recht kein Problem (mehr) dar. Die Aura des Geheimnisvollen, die einmal den Nimbus des Dichterischen ausmachten, ist schon lange nicht mehr zeitgemäß. Doch zur Entzauberung des berühmten Zyklus trägt zusätzlich seine diffuse und abgestandene Zeitdiagnose bei. Die eingangs angedeutete Entfremdungssituation ist bekanntlich andernorts früher und viel klarer analysiert worden, und die Zivilisationskritik der 10. Elegie wiederholt nur Versatzstücke eines konservativen Kulturpessimismus.⁵⁰ Dieser kritischen Bilanz und der heterogenen Struktur der *Duineser Elegien* aber dadurch entgehen zu wollen, dass man ihre referenzbezogenen Elemente zu Gunsten symbolistischer Bildketten ausblendet oder unterbelichtet, ist eine Scheinlösung, die so nicht weiter gelten sollte.

5

Ein Teil der hier genannten Einwände und Vorbehalte ließe sich an jeder einzelnen Elegie exemplifizieren und konkretisieren. Das soll nun am Beispiel der 7. Elegie geschehen, deren hoher Stellenwert im Zyklus übereinstimmend in dem neuen Thema der Bejahung und „Verwandlung“ des „Hiesigen“ gesehen wird. Dass dieses Thema zugleich eine Lehre oder gar die umfassende Botschaft der *Elegien* enthält, wird von Engel, seiner symbolistischen Prämisse gemäß, bestritten, weil das „angeredete Du“ hier mehrfach zwischen der Geliebten und dem Engel wechselt bzw. changiert, denen gegenüber das sprechende Ich „sein Inneres ausdrückt“⁵¹. Dennoch kann der Verwandlungsauftrag, obwohl hier der Geliebten gegenüber geäußert – „Nirgends, Geliebte, wird Welt sein, als innen“ (VII 50) –, als Lehre aufgefasst werden, weil er mehrfach in sentenzhafter Allgemeinheit und ohne spezifischen Adressatenbezug wiederholt und variiert wird (VII 49, 51; IX 65f., 70). Aber problematisch ist weniger das dezidierte Auftreten dieses lehrhaften Elements – das ist es nur für das symbolistische Vorverständnis. Größere Schwierigkeiten bereitet es, den Verwandlungsauftrag, der appellativen Rhetorik entsprechend, in eine konkrete Handlungsanweisung zu übersetzen: Was wäre denn zu leisten, wenn es Sichtbares in Unsichtbares, Äußeres in

49 S. Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 178. Dies im Gegensatz zu von Brück: „Weltinnenraum“, S. 342, der noch von Rilkes „Sendungsbewusstsein“ spricht.

50 Ähnlich vage und eklektizistisch sind die Bezüge zur Psychoanalyse in der 3. Elegie. – Zu den *Sonnetten an Orpheus* wäre eine gesonderte Untersuchung erforderlich.

51 Fülleborn/Engel: „Kommentar“. In: Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden*. Bd. 2, S. 667.

Inneres zu „verwandeln“ gilt?⁵² Die leitmotivische Maxime bleibt, wie andere Sätze auch, nur ein wohlklingendes Motto.

Mit der demonstrativen Absage an eine werbende Kontaktaufnahme zu dem „Engel“ beginnt die 7. Elegie, in rhetorischer Doppelung („Werbung nicht mehr, nicht Werbung“, VII 1), und korrespondiert damit auffällig mit dem Beginn der 1. Elegie. Dort war der Hilferuf an jene Instanz aus dem höheren, absoluten Sein nur als konjunktivische Erwägung zur Sprache gebracht und schon im Vorfeld einer möglichen Aktualisierung als aussichtsloses Unterfangen wieder verworfen worden. Mit dieser nachträglichen Stilisierung jenes unterdrückten Schreies als versuchte „Werbung“ und vor allem mit deren Widerruf artikuliert der Sprecher hier ein neues, trotziges Selbstbewusstsein („Glaub nicht, daß ich werbe, / Engel“, 85f.), das aber durch mehrere Reverenzbezeugungen wieder relativiert wird („o du Großer“, 76; „Unfaßlicher“, 92). Der ambivalente Bezug zu dieser „mythopoetischen Figur“⁵³ ändert sich im Laufe des Zyklus bis hin zur versuchten Emanzipation der sprechenden Stimme, wodurch die heuristische Vehikelfunktion des Engels ersichtlich wird. Er kommt als Helfer zu einem Überstieg in die erlösende Transzendenz zwar nicht in Frage, wie mehrfach bedauert wird. Er bleibt aber bis zuletzt, jenseits des weiterhin ignorierten realen Lesepublikums, der imaginierte Adressat eines künftigen Rühmens; der Anfang der 10. Elegie wäre erneut zu zitieren. Als Bezeuger monumentaler kultureller Leistungen der Menschheit, als deren Bewahrer in einer unvergänglichen Sphäre wird diese Instanz nach wie vor angerufen:

O staune, Engel, denn wir sinds,
wir. O du Großer, erzähls, daß wir solches vermochten, mein Atem
reicht für die Rühmung nicht aus [...] (VII 75ff.).

Diese große Geste ist allein durch eine mythopoetische Konstruktion ermöglicht, und ihre sprachliche Präsentation übertrifft eine traditionelle Vergänglichkeitsklage an rhetorischem Glanz bei weitem. Das Beispiel zeigt, wie der Engel nicht nur Dimensionen außer-empirischer Aussagen erschließt, sondern auch als ästhetische Prothese genutzt wird. Vor dem Hintergrund solcher Verwendbarkeit ist es zweitrangig zu fragen, ob der Autor Rilke persönlich an die Existenzmöglichkeit von Engeln glaubte oder inwiefern sie von den Vorstellungen christlicher Provenienz abweicht.⁵⁴

Was den gedanklichen Zusammenhang der 7. Elegie betrifft, so ist er, falls man ihn überhaupt postuliert, jedenfalls nicht ohne weiteres evident. Ein Anhänger der symbolistischen Lesart mag vorab dekretieren: „Die Einheit des Zyklus liegt in dem Netz von Bezügen, die sein poetisches Weltmodell entfalten; dessen ästhetische Gestalt ist das mythische Drama, das Rilke in den *Elegien* inszeniert“⁵⁵. Derart von der Suche nach inhaltlicher Kohärenz entlastet, ist es sogar förderlich, allenthalben Sprünge und logische Widersprüche im Text aufzuweisen, da sie als Indizien für die ohnehin angenommene ästhetische Immanenz von Bildketten gelten können. Engel sieht in der 7. Elegie eine gewollte Gegenläufigkeit, und zwar „gegen den allumgreifenden

⁵² Ebd., S. 619f. Poetologisch sind „mythopoetische Transformationen“ gemeint; die gelten aber nur für den Dichter der *Elegien*, kaum aber für ihre Leser.

⁵³ Ebd., S. 621.

⁵⁴ S. wiederum den Brief an Hulewicz, Fülleborn/Engel (Hrsg.): *Rilkes „Duineser Elegien“*, Bd. 1, S. 319.

⁵⁵ Engel: *Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“*, S. 179.

„Ruf‘ das *verwandelnde* ‚Sagen‘“. Dieser Zwiespalt sei hier keineswegs bestritten; nur bestätigt er die gedankliche Disparatheit einer Elegie, die nicht bloß den Ausschnitt einer Bildkette zeigt, sondern darüber hinaus etwas Inhaltliches aussagen will, wie zumindest die Verwandlungslehre oder einzelne Sentenzen („Hiersein ist herrlich“, 39) nahelegen. Wie wenig M. Engel von der Referenzlosigkeit der *Elegien* selbst überzeugt sein kann, zeigt der Versuch seines Kommentars, der 7. Elegie die theoretisch bestrittene gedankliche Einheit doch noch zu unterstellen, wenn sie auch nur auf komplexe Weise wirksam ist: Eine erste „Denkfigur“ liege in der „dialektischen Bewegung von äußerster Expansion zu äußerster Konzentration, vom Kosmos zum inneren Erleben“, eine zweite, gegenläufige, in den Schlussstrophen 6-8 im Bereich der „Historie“ und der Entwicklung der „Verwandlungslehre“⁵⁶. Das, was hier „gegenläufig“ und „dialektisch“ genannt wird, ist aber nur die gedankliche Hypostasierung einer Einheit, die im Text nicht aufzufinden ist und dort nur als schroffe Unvermitteltheit auftritt. Der Übergang von einer naturhaften Sphäre des Frühlings und des Sommermorgens (2. und 3. Strophe) zum Anruf von liebenden Mädchen (4. und 5. Strophe) und dann zum kulturpessimistisch getönten Bereich der Sakralbauten (6. bis 8. Strophe) ist sprunghaft, und seine synthetische Verbindung muss findigen Exegeten und Kommentatoren überlassen bleiben. Die Absage an die werbenden Bemühungen um den Engel ist dagegen als inhaltliche Klammer der 7. Elegie offensichtlich, wenngleich sie ihrerseits, wie gezeigt, nur halb vollzogen wird.

Die hier angedeutete gedankliche Disparatheit lässt sich aber nicht nur zwischen einzelnen Strophengruppen beobachten, sie gilt schon, sieht man näher hin, zwischen einzelnen Sätzen und Wendungen. Die latente Unbestimmtheit oder Missverständlichkeit, nur ausnahmsweise als poetische Vieldeutigkeit/Polysemie identifizierbar, soll wohl generell der Präzisionsarbeit von Interpreten anheimgestellt werden:

Unser Leben geht hin mit Verwandlung. Und immer geringer / schwindet das Außen. (50-52).

Weite Speicher der Kraft schafft sich der Zeitgeist, gestaltlos / wie der spannende Drang, den er aus allem gewinnt (55f.).

– das wird dann wohlwollend kommentiert: „Zu denken ist wohl an Elektrizitätswerke und den elektrischen Strom“⁵⁷. „Ja, wo noch eins übersteht, ein einst gebetetes Ding, ein gedientes, geknietes“ (58f.) – zu denken ist, so könnte man in dieser Weise kommentierend fortfahren, an Kathedralen. „Denn auch das Nächste ist weit für den Menschen“ (65). Mit dieser Vorspiegelung von Tiefsinn soll es hier, mit Gruß an Christa Bürger (A. 43), sein Bewenden haben.

56 Fülleborn/Engel: „Kommentar“. In: Rilke: *Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden*. Bd. 2, S. 668.

57 Ebd., S. 671. Ähnliche Kommentare finden sich bei Steiner: *Rilkes „Duineser Elegien“*.

